

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

228 (1.10.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 79

Hans Thoma

Prof. der Akademie der bildenden Künste und Direktor der Großh. Kunsthalle in Karlsruhe.



Zum 70. Geburtstag

am 2. Oktober 1909.

Wenn ihn in diesen Tagen Festesjubiläum
Umbrant, wenn Hunderte heran sich drängen,
Um unsern Meister dankerfüllt zu feiern,
Da soll sich zeigen, daß hier jede Grenze
Von Geld und Würden sinkt in nichts zusammen,
Da soll das Wort, das Goethe einst geprägt,
Und das an eines Zwillingsgenius Wahre
Corona leibvoll sprach, sich froh uns wenden
Aus der Vergangenheit zu sonn'gem Heute:
„Denn er ist unser!“ lebt in unsrer Mitte,
In unsrer Stadt, und er gehört uns allen
Und — nicht zum mindesten — auch uns dem Volke,
Zu dem er oft und gern den Weg gefunden,
Nachdem sein eig'ner ihn aus niedern Hütten
Sinaus, hinaufgeführt zu jenen Höh'n,
Zu denen nicht Geburt, nicht eitle Kunst,
Zu denen eignes Schaffen, Kämpfen, Ringen
Den Menschen führt nach manchem harten Tag.
„Dank für dies Augenpaar, o Mutter Erde!“
So sprach er selbst; und mit ihm dankt auch der,
Dem durch dies Augenpaar so vieles Schöne,
So echte Kunst, verschwenderisch geworden.
Und doch! Nicht sind es Aug' und Hand allein,
Ein Weß'res, Drittes ist hinzuge treten
Und strahlt aus seinen Bildern uns entgegen,
Geheimnisvoll zuerst, bis dann der Zauber
Uns deutlich wird, der uns vor seinen Werken
Zu jenem Schauen zwingt, zu dem Vertiefen,
Das wir mit „Andacht“ nur bezeichnen können.
Dies Dritte ist's, das jenen Zauber spinnt,
Das seiner Kunst erst gibt das warme Leben.
Aus seinen Bildern tritt des Meisters Seele
Uns klar und herzlich unverhüllt entgegen.
So wie er malt, so malt allein ein Mensch,
Der durch den Lauf der Jahre und Jahrzehnte
Sich edle reine Menschlichkeit bewahrt.

Und seine Seele spricht zu unsrer Seele
Und macht sie kräftig, aufrecht, stark und froh
Und dabei mild. Und ist's wie Abendfrieden
Vor seinen Bildern, ob wir friedlos oft
Uns fühlen, grollen ob der Last und Plage,
Die uns in Alltags ewigem Geleise
Zu schwer bedrückt, uns manche Freude raubt.
Was seine Künstlerhand mit Stift und Farbe
Uns festhält. Sie! Sind in der Heimat Berge,
Der Heimat Menschen meist, bekannt uns allen
Und lieb vertraut. Sie geh'n nicht jene Wege,
Die sich von unsrer Welt der Arbeit scheiden,
Um sich auf jenen Fäden zu verlieren,
Wo Gold und aller Schönheit Zauber wohnt,
Den Gold erkaufen kann.
Die er uns zeigt, hat zwar das Dasein nie
Gleich uns in dumpfen Räumen festgebannt
Beim Surren, Stampfen mächtiger Maschinen;
Nicht Meunier gleich, hat aus der Erde Schacht
Den Bergmann er geholt, der Welt gezeigt:
„So ist der Mensch, der unterirdisch frundet
In hartem Tagwerk!“ Nein, er zeigt den andern,
Der mit dem Pflug die rauhe Scholle bricht.
Und ob er auch auf sonnebeglänzten Höh'n
Statt in der Tiefe, in der Werkstatt weilt,
Er zählt zu uns, gehört mit uns zum Volke
Ja, Brüder, Schwestern, sind uns die Gestalten
Die Thomas Kunst vor unser Auge stellt.
So blicken Menschen, deren Leben nicht
In ewig tragem Wohlsein hingeflossen.
So blicken Kinder, deren Haare nicht
Von Mutterhänden zart und fein gelockt,
Weil jene Mutterhand dafür zu rauh
In harter Tagesarbeit ist geworden
Zum Glück des Kindes, das uneingeeengt
Von allem Land ein freies Leben kennt
In Streit und Spiel am Herzen der Natur,
Mit der es innig, fest sich fühlt verwachsen.
Ja, wenn wir seine Kinderbilder seh'n,
Dann kann — der Meister mag es uns verzeihen! —
Etwas wie Neid in unsrer Brust erwachen,
Wenn wir der eig'nen Kinder dann gedenken,
In dumpfen Stuben und im Lärm der Stadt.
Doch das vergeht. — Wir freu'n uns seiner Kunst
Und wenn wir müde nach der Arbeit Stunden
Uns heimwärts kehren, grüßt von manchen Mauern,
Die nicht nur schmutzlos forst, die oftmals schlecht
Und häßlich, freundlich uns ein kleines Bild
Mit Stiften schlicht nur an die Wand geheftet.
Sein Sämann ist's! Vielen ein lieber Freund;
Ein Freund, der leise gute Worte spricht.
Mißmut und Groll und Stumpfheit fallen ab,
Wenn erst dies Blatt das Auge nimmt gefangen.
Es spricht: „So wie ich meine Saat der Erde
Vertraue und dann ihres Wachstums harre,
So tue du dein Werk! Streu' Zukunftsfaat
Nach jenem Wort: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“
Was gut in ihr, wird keimen, sprossen, wachsen,
Vertraue nur!“ Und so von jenem Bilde
Strahlt's wieder aus wie goldne Abendsonne.
D'rum Dank dem Meister, der durch seine Kunst
Auch unser Leben reicher hat gestaltet.
O möge doch sein göttig Augenpaar
Noch lang hinein in unser Leben leuchten,
Dem seine Kunst zur Leuchte ist geworden.
Karlsruhe. Marie Schloß.

1877 heiratete Thoma und ließ sich dauernd in Frankfurt nieder, aber die Anerkennung wollte noch nicht kommen. Seine Frau, selbst eine begabte Malerin, eröffnete eine Damenmalerschule und trug damit zur Führung des Haushaltes bei, während Thomas Kunst nur spärliche Liebhaber fand. Zunächst kauften ein paar Engländer, unter denen er auch schon in München Abnehmer gefunden hatte, Bilder von ihm, so ein in Liverpool ansässiger Frankfurter Minoprio nach und nach sechzig Bilder, freilich zu sehr bescheidenen Preisen, ein anderer Liverpooler von Cobbe gab nur für Blumenstücke Aufträge. Die Kritiker verhielten sich ablehnend und ebenso die großen öffentlichen Sammlungen.

Die Anschauungen der Kritik werden in einem vielverbreiteten Künstlerlexikon aus den achtziger Jahren dahin ausgedrückt, daß „seine Bilder naturwahr und kräftig im Kolorit sind, aber eine große Neigung zum Unschönen in den Figuren und in den Gegenden zeigen“. Zu seinem Atelier standen noch zu Anfang der neunziger Jahre in großen Regalen, ohne Rahmen dicht aneinandergereiht, in unübersehbarer Anzahl all die Meisterwerke, die heute den Stolz der Museen und der privaten Besitzer ausmachen. Noch 1889 machte Fritz Gurliitt einen völlig mißlungenen Versuch, durch eine Ausstellung in Berlin Interesse für Thoma zu erregen.

Erst 1890 erfolgte der Umschwung, als seine Bilder im Münchener Kunstverein erschienen und mit Begeisterung aufgenommen wurden. Die junge Generation verkündete damals, daß nun der Glaube an eine große deutsche Kunst wiedererweckt sei und der neue Frühling einer naturwahren Schönheit andrehe. Nun erst fand Thoma Käufer und Verehrer, erreichte er das Ziel, nach dem er so lange vergeblich gestrebt.

Hans Thoma über Malerei.

(Aus einem Vortrag von Hans Thoma im Arbeiter-Diskussions-Klub in Karlsruhe.)

Wenn die Malerei nichts anderes zu tun hätte, als Naturgegenstände wahrheitsgetreu nachzubilden, so dürfte man sie füglich aus der Reihe der Künste streichen, die Photographie ersetzt diese ihre Tätigkeit vollkommen.

Nun hat aber die Malerei zu allen Zeiten, lang ehe die Photographie erfunden war, nicht die Natur abgemalt, sondern das inwendige Bild, das in der lebendigen Selbsttätigkeit, die wir Phantasie oder auch Vorstellung nennen können, entstanden ist. Dies Bild, die Idee von der Welt, die unsere Sinne uns übermitteln haben, will die Malerei festhalten — die Erkenntnis der Schönheit des Scheines von Licht und Farben und Formen leben in der Seele des Künstlers und er will diese seine Vorstellung, sein Schauen, ein geistig Ding, festhalten in dem hierzu tauglichen Material — der Sinnenwelt deutlich und weil er ein unmaterielles Wesen, wie es eine Vorstellung im Geiste ist, im Material sichtbar, sinnlich machen will, ist seine Tat schöpferisch — die Objekte der Natur, die er ja freilich braucht, sind nicht das wichtige und in recht guten hochstehenden Bildern haben diese auch immer etwas Visionäres. Und so ist die Vision oder sagen wir geradezu, der Traum mit seinen Vorstellungen, etwas, durch das wir es ahnen können, wie das Bild in der Seele entsteht.

Die Malerei erschöpft sich nicht in Naturnachahmung, obgleich sie die größte Naturfreundin sein wird, indem sie das Weltgesetz des Daseins, des Raumgebietes im kleinsten Grashalm schon verspürt. So braucht sie der genauen Naturnachahmung gar nicht aus dem Wege zu gehen, denn im guten Kunstwerk wird die visionäre Art auch beim einfachsten Stillleben vorhanden sein. Denn die Kunst hat geheime Gesetze, die immer lebendig bleiben, mag die Meinung sich auch noch so ändern.

Die Malerei ist eine reiche und schöne Kunst, sie ist ebenso uner schöpferisch, wie das Leben, aus dem sie hervorgeht — ich möchte sie, sie ist ja doch meine liebste Kunst, neben manch andern Schmeichelnamen, die ich für sie habe, die Kunst der Augenfreude nennen. Durch unsere Augen trinken wir ja das Licht — es sind unsere Organe für das Licht, vom Lichte und für das Licht geschaffen und „es

werde Licht“ ist ja die erste Schöpfungstat. Die Musik dient dem Ohre, so dient die Malerei dem Auge. — Wenn nun die Musik dem Ohre nicht nur Töne übermitteln, sondern vermittelt dieser Töne eine ganze Welt von Empfindungen, von erhebendsten religiösen Gefühlen bis zur Erhabenheit des Gebetes — bis zu überirdischen Melodien — voll Süßigkeit. Von wild kriegerisch trotzig, den Männermut erregenden, bis zur sehnüchtligen Liebesklage, bis zum Lebensübermut, der in Tänzchen, in Tanz sich austobt, alle Bewegungen der Menschenseele wachrufen kann, so kann auch die Malerei dem Auge nicht nur den Schein der Formen, des Lichtes, der Farben übermitteln, sondern sie kann durch ihre Mittel, durch die Farben, die ganze Seele der menschlichen Empfindungen aufwecken. Freilich ist die Malerei eine stille Kunst; Beschaulichkeit ist ihr Teil, aber sie ist doch reich genug und kann uns das Wesen der Welt in seiner Räumlichkeit für unsere Sinne klar und schön machen.

Hans Thoma und die Kinder.

Eine besondere Betrachtung verdienen die Kinderbildnisse und Kinderjahren des Meisters. Die ganze seelenvolle Güte Thoma's leuchtet aus diesen Bildern. Etwas von dem Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Seine Kinderportraits zeigen dieselbe Sicherheit der Auffassung und Klarheit der Wiedergabe, wie die schon besprochenen Bildnisse Erwachsener. Mit besonderer Vorliebe hat Hans Thoma seine Adoptivkinder gemalt, bald mit der Puppe im Arm, bald mit dem Siebkännchen im Garten. In reizvollster Weise bildet der Künstler das Kind in die verklarte Gestalt des Engels um. Diese Engeln sind weit entfernt von aller Süßlichkeit. Mit ihren großen strahlenden Augen, ihren Pausbacken, ihren Stumpfnäschen, ihrem Gezappel von runden Armechen und Beinchen sind sie der Erde fast näher als dem Himmel und atmen die volle frische köstliche Ursprünglichkeit des Meisters. Wie wenn ein Bauernbübchen oder ein Bauernmädle geradezu in den Himmel veretzt wäre und den herben Duft der Wiege und des Waldes mit sich gebracht hätte. Eines der duftigsten Bilder dieser Art ist die Engelswolke, umgeben von einem Blumenkranz, aus dessen leuchtenden Kelchen diese Engeln wie fröhliche Blumengeisterchen hervorzuschweben schienen. Es ist, als seien es die Seelchen jenes Kinderreigens, der unter einem Blütenbaum ausgelassen herumtanzt, daß die Hemden fliegen, während in den Zweigen ein Engeln mit der Schalmei Musik zum Tanzen macht. Das Motiv des Kinderreigens, auch älterer Kinder, hat Hans Thoma oft gemalt. Einmal tanzen sie um blühende Pfirsichbäumchen, eine schwarze und eine weiße Ziege tanzen mit, ferne leuchtet das Hochgebirge und Himmel und Erde sind voll strahlender Frühlingsfeligkeit. Ein anderes Mal tanzen Buben und Mädchen durcheinander. Hell blitzen ihre Augen in Jugendlust und man meint, die klaren Stimmen in die milde Frühlingsluft hinausfliegen zu hören. Ferne blaut ein See und die Alpen schauen feierlich herein.

Hans Thoma hat solcher Bilder viele gemalt. Begreiflicherweise spielt die kleine Welt des Dorfs mit ihrer Arbeit, mit ihrer Last, mit ihren Freuden und Leiden in diesem Darstellungsbereich die größte Rolle. Gleich beim Eintritt ins Dorf begegnen wir einer Gruppe, die in ihrer lebhaft-wilden Bewegung ein eigenartiges Gegenstück zu den Frühlingsstänzen singender Kinder bildet. Balgende Buben sind es; jenes kraftstrotzende Werk, das mit seiner meisterhaften Beobachtung und Darstellung am besten die einfältige Behauptung widerlegt: Hans Thoma könne nicht zeichnen. Ein Bub hat den andern auf den Boden gedrückt. Zwei andere haben sich bei den Haaren und wieder ein anderer sucht den einen wegzustößen. Der Kampf ist in vollem Gang, und wenn nicht bald der Ortspolizeidiener kommt, so kann es zu einem Loch im Kopf oder zu einem verstauchten Handgelenk wohl kommen. Beschaulich als Gegenbild dieses wildenbrannten Streites sitzt ein Knabe bei einem geschaffenen Reß. Ein Mädchen füttert am Gartenzahn Gühner. Nachdenklich, ja traurig, geht auf einem andern Bilde ein junger Bauer neben seinem angeschirrten Gaul her. Daß er offenbar Liebeschmerzen hat, deutet der Künstler in reizender Weise an: auf dem Sattel des Gauls sitzt ein kleiner Amor, die Zügel in der Hand.

(Aus Alb. Geiger: Das Lebenswerk von Hans Thoma.)

Hans Thoma und das Volk.

Durch den Lärm des Alltags, durch die leidenschaftlichen Kampfzweige der politischen und sozialen Gegensätze, durch den Streit der Weltanschauungen in den gegenwärtigen Tagen klingt wie friedlich sanfter Ton einer Sirtelklöte — einer Feierstimmung! Aus den Kampfzweigen von hüben und drüben finden sich aus allen Schichten des bairischen Volkes Verehrer und Freunde des greisen Künstlers zusammen in dem einen Willen, ihm zu huldbilden und seiner Kunst. Das ganze Volk will mitfeiern; ist Thoma doch einer der Seinen — es will seinen Meister ehren.

Hans Thoma, was ist er dem Volke als Mensch und als Künstler? Aus dem Volke hervorgegangen, hat er wie kein zweiter die Volksseele verstanden, er hat seine Gestalten aus dem Volke genommen, die alle wie ein Spiegelbild des Volkslebens veredelt in der Auffassung des Künstlers wirken — er hat sie verkörpert die Züge des Volkes, Wahrheit und Schlichtheit. Wie still, fast weltfeindlich ist er durchs Leben gegangen, sagt von ihm ein Biograph, ernst und voll gelassenen Selbstvertrauens — nicht anders, als ein wandernder Poet mit selig verträumten Augen und klingender Seele durch eine schweigende Natur zu ziehen pflegt!

Am 2. Oktober 1839 im weltentrückten stillen Dorfe Bernau des südlichen Schwarzwaldes geboren als Sohn einfacher Leute, zeigte er schon in früher Jugend seine Begabung; was sich seinem Auge darbot, suchte er auf die Schiefertafel festzubannen. Seine geistige Regsamkeit und sein Fleiß brachten ihn auch in der Schule vorwärts, so daß er zur Hoffnung berechnete, einmal ein Lehrer oder ein Pfarrer zu werden. In den freien Stunden bot ihm die Idylle der Schwarzwaldlandschaft mit ihrem Glück in der Beschränkung, mit ihren lieblichen Naturbildern im Menschen, im Tier- und Pflanzenleben taufend Anregungen, die das empfängliche Gemüt in sich aufnahm und die bestimmend wurden für seine harmonische Charakterbildung, wie für seine Kunstbetätigung. Schon in jugendlichem Alter kommt er nach Wasel in die Lehre zu einem Steinbruder, wegen seines nicht sehr starken Körpers verkauft er nach Jahresfrist diese Lehre, die ihm übrigens später bei der Vielfältigkeit seiner Bilder zugute kam, mit der bei einem Uhrschilddmaler in Zurzach. Dort hält er aus, nach ihrem Abschluß findet man ihn wieder in der Heimat ohne weiteres nach der Natur malend, sein Talent kommt zum Durchbruch. Mit Pinsel und Stift erlauchte er das Wesen der Natur und ihr Geheimnis.

Mitten in der liebevollen Arbeit auf seinen eigenen Wegen stellt ihn der Tod des Vaters vor die Berufsfrage. Da ist seine Mutter seine Helferin, sie glaubt an seine Anlagen, deshalb eilt sie mit seinen Arbeiten nach St. Blasien zum Amtmann, der ihr durch den verstorbenen Großherzog ein Stipendium zum Besuch der Karlsruher Kunstschule vermittelt. Mit dem Feuer der Begeisterung und dem Glauben an seine Kunst stürzt sich Thoma in die geordnete Schularbeit, im Sommer geht er unbekümmert um die durch die Schule vorgezeichneten Wege seinen eigenen Neigungen nach im Erfassen und Malen der Natur. Er, der frisch und unmittelbar drauf los malte, wie es ihm ums Herz war, kommt so mit der Methode der Schule in Konflikt, der er schließlich folgen mußte. Aber die inneren Kämpfe, sein Unverständnis machten die Lehrjahre zu Jahren des Leidens. Nach Düsseldorf eilt er, wo er die altdeutschen Meister studiert, am meisten Albrecht Dürer, der mit seiner gemühtiefen Kraft ihm neue Wege zeigt und sein Führer wird. Durch Verkauf kleinerer Bilder gelingt ihm eine zweimonatliche Reise nach Paris, wo er im Glanz des zweiten Kaiserreichs in den Museen und bei bedeutenden Künstlern viel lernt. Mit den neuen Eindrücken zieht er in die Heimat und frohgemut arbeitet er an großen Werken; die Werke werden im Karlsruher Kunstverein unverstanden und mit Entrüstung abgelehnt — enttäuscht und ratlos steht er da; doch auch durch die bittersten Ent-

täuschungen und die härtesten Entbehrungen verzweifelt er nicht an sich. Ein Auftrag führt ihn nach München, er bekommt Beziehungen zu Künstlern wie Lenbach, Defregger u. a. Bis 1874 bleibt er dort, es waren Jahre des fleißigsten Studiums und der Arbeit. Ein Aufenthalt im kunstsinigen Frankfurt a. M., eine Reise nach Italien werden ihm möglich, wo er neue Einwirkungen erhält, er kehrt nach München zurück. Dort findet er eine junge Malerin als Lebensgefährtin, die mit ihm kämpft durch die Entbehrungen des Lebens, da sie an ihn und seine Kunst glaubt. Frankfurt wählt er zu seinem ständigen Aufenthalt, trotz mancher Enttäuschung dringt sein Name mehr und mehr durch, im Inland und Ausland findet er Verständnis. Im Jahre 1899 kehrt er durch die Berufung als Direktor an die Kunstakademie Karlsruhe an den Ausgangspunkt seines Künstlerlebens zurück, wo er hoffnungsfreudig begonnen und enttäuscht floh. Auch eine Ironie des Schicksals und auf die Wandlungen des Kunstverständnisses! Sein Leben — ein Künstlerdasein mit allen Wechselfällen des Lebens — ein Menschendasein mit Hoffnungen und Enttäuschungen, aber in frohem Vertrauen auf sich und seine Lebensaufgabe! Gelernt zu entbehren — hat auch er geringen, aber eine selige Lebensfreude hats ihn leichter ertragen lassen, die Arbeit und das Vertrauen auf die Arbeit war sein Trost und seine Hoffnung. Und auf dem Gipfel seines Ruhmes und trotz aller Ehren ist er geblieben der naive, schlichte Mann — der Mann der heimatischen Scholle!

Und als Künstler? Thoma sagt selbst, was der Künstler der Menschheit sein soll, als er einmal über sein Vorbild Albrecht Dürer plaudert: Ein Künstler ist seinem Wesen nach nicht dazu angetan, die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Welt zu vermehren, sondern aus der Art, wie er die Dinge sieht, möchte er die Seelen gewinnen, daß sie froh werden können, daß sie sich nicht allzu sehr herabdrücken lassen durch persönlichen Jammer, daß die Seelen stark werden, das Schwere zu tragen und zu ertragen! Im Rahmen dieser Festbetrachtung ist nicht möglich, auf das, was Thoma geschaffen, näher einzugehen und seine Bilder am Auge des Lesers vorbeigleiten zu lassen. Es bleibt uns nur die Aufgabe, darauf hinzuweisen auf die Vielheitigkeit seines Schaffens und die Quellen für seine Werke und anzudeuten, was er uns mit seinen Bildern sagen will. Was er geschaffen, ist Heimatkunst im edelsten Sinne, dem Volksleben und dem Volksempfinden entnommen: Bilder aus dem täglichen Leben, die Stimmung der Landschaft, das Getreide in Hans und Hof, in Wald und Feld, die lachende Au, der träumende Tann, der murmelnde Duell, frohe Jugend im Reigen. Bilder aus dem religiösen Gefühl entstanden, der Sage und der Phantasie entsprungen!

Bilder von Heimatdunst und Wahrheit aus der Natur mit all ihren intimen Schönheiten, an denen der Alltagsmensch blind vorübergeht. Das Gefühl des Beschauers, daß dies Leben aus ihrem Leben, Denken aus ihrem Denken und Fühlen aus ihrem Fühlen ist, was er uns in seinen Bildern zeigt — das hat Thoma zu einem Künstler des Volkes gemacht. Er will nicht nur die Wirklichkeit malen, der „Sämann“ ist nicht nur Darstellung eines Geschäfts des Landmanns, er tritt aus dem Rahmen heraus, er wirkt als ein Symbol, der Sämann ist Thoma selbst, der den Samen austreut in die Furchen der Menschenherzen, daß der Same aufgehe zu köstlicher Frucht und Speise für die hungernde Seele! Und der „Geiger im Mondenschein“, er ist wieder der Künstler, der im Herzen des Menschen Klänge weckt, die er lange nicht mehr gehört hat. Das Geheimnisvolle der Bilder von der Fahrt in die Unterwelt und der Traum von paradiesischen Tagen nach der Entrückung von allem Erdenleid — berührt es nicht die feinsten Saiten des menschlichen Fühlens, die in jedem Menschenherzen erklingen?

Wohl kann nicht jeder solch ein Werk sein eigen nennen, doch billige und gute Reproduktionen machen die Anschaffung eines Bildchens von Hans Thoma auch in einfachsten Kreisen möglich. Zudem ist, wie Thoma es ausdrückt in seinen Kunstbetrachtungen, der Sinn für die Kunst angeboren und der Aermste, der im Anschauen eines Bildes

ein Empfinden am Werk der Kunst in sich lebendig fühlt, mehr Eigentümer des Bildes, als der Besitzer des materiellen Wertes des Bildes.

Thoma bezeichnet in den genannten Kunstbetrachtungen die Kunst als etwas Verjöhnendes, weil sie keiner Partei und Weltanschauung angehört, weil sie harmlos und unbefangen ist, weil sie keinen Unterschied zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig kennt, weil sie nicht zwischen Gebildet und Ungebildet unterscheidet — die Flügel der Phantasie, auf denen die Kunst schwebt, können jeden Menschen ins Land der Märchen und des Paradieses führen . . . und der mit dem Volk führende Künstler möchte den Menschen in ihren Kämpfen ums Dasein das Evangelium der Kunst für die Allgemeinheit, fürs Volk als Friedensbote bringen mit der frohen Botschaft: Kunst ist Verjöhnung!

In Prachtausgaben werden seine Werke feilgeboten — rauchende Feste warten seiner am Geburtstag! Ob dem schlichten, einst unverständenen Sohn der Schwarzwaldberge mit seinem jehuen Kindergemüt, der das Geräuschvolle zeitweilig gefürchtet und gemieden, damit ein Gefallen erwiesen ist? Ob er sich nicht lieber, still, wie er durchs Leben gegangen, in sein Heimatdorf dort hinter dem Herzogenhorn zurückgezogen hätte in die Natur, die den Keim zu seiner Kunstmission in ihm gelegt, mit verklärten Kinderaugen am Abend seines Lebens auf die friedliche Herbstlandschaft schauend, die die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen berührt? Oder ob es ihm nicht eine größere Festtagsfreude gewährt — als Blumenpracht und Redenschönung an Festen, die nach ihrem offiziellen Charakter immer etwas Förmliches haben und den intimen Reiz der Schlichtheit, der Ursprünglichkeit und der Herzenswärme entbehren müssen — wenn ein Mann des Volkes auf seinem Gang zur Arbeit am Fenster eines Ladens vor Thomas Bildern sinnend steht und einen Augenblick die Sprache der Kunst fühlt von Menschenfreude und vom bessern Ich des reinen Menschentums?

Und unser Wunsch dem Meister, der sein Volk versteht und liebt — ein heiterer Lebensabend, daß er sich lang noch freue seiner Werke und aller derer, die seine Kunst erhebt!

Hans Thomas langer Weg zum Ruhm.

Deutschland begeht Meister Thomas siebzigsten Geburtstag; alle Ehrungen, die man dem Professor, dem Ehrendoktor, dem Direktor, dem Mitglied der bairischen Ständekammer, dem gefeiertsten unter unseren heutigen Künstlern noch nicht gependet, werden nun noch seinen weißen Scheitel krönen; die schönste Ehrung, das Thomas-Museum, das der Karlsruher Kunsthalle angegliedert ist, wird seine Kunst dem Auge und Herzen seines Volkes stets sichtbar erhalten. In dieser Stille des Ruhmes, der Liebe, der Anerkennung und Dankbarkeit gedenkt der Meister selber gern jener stillen und schweren Jahre seines Lebens, da niemand seine Kunst achten mochte, da seine Bilder zur unerkäuflichsten Ware gehörten und in allen Kunstvereinen nur Spott und Hohn entfesselten. Er ist durch diese trübe Zeit nicht verbittert worden; ja sie scheint ihm sogar heute von der Höhe seiner Entwicklung herab als ein segensreiches Moment, durch das seine Anlagen sich rein und ungehemmt entfalten konnten. Ein wirklicher Künstler kann gar kein Kunstmartyrer sein — wenn auch die Lebensmisere, die er ja mit allen Sterblichen gemeinsam zu tragen hat, ihn verfolgt; gerade in seinem Schaffen ist ihm etwas gegeben, was ihn aus dem Zufall der Geschehnisse erhebt. Dadurch, daß ein Gott ihm gegeben, „zu sagen, was er leidet“, aber auch zu sagen, wie er sich freut, zu offenbaren, was er schaut und hört, hat er schon seinen Lohn.“ Aber der junge Thoma-Gans aus Bernau hat doch die Mißachtungen und Enttäuschungen nicht so ruhig getragen, wie es heute im verklärenden Schimmer der Erinnerung erscheint.

Zuerst war doch alles so gut gegangen! Auf der Kunstschule die Anerkennung der Lehrer und Genossen; der Direktor Schirmer hatte sogar den „kleinen Schwarz-

wälder“ für ein Genie mit großer Zukunft erklärt. Aber als er nicht mehr nach dem Rezept der Meister malen wollte, als er zu schaffen anfang, wie seine großen ruhigen Augen die Welt sahen, da wars mit dem Beifall des Publikums vorbei. In Düsseldorf glaubte er 1866 sein Glück machen zu können, indem er ein paar Bilder ausstellte, aber nichts davon wurde verkauft. Schließlich wandte er sich in der Not an einen Winkelfunkthändler, der allerhand Kitsch für ein paar Thaler in den Ateliers aufkaufte. „Eine ganze Reihe kleiner Bilder wurde aufgestellt, als er kam“, so erzählt Thoma selbst in seinem schönen Erinnerungsbuch „Im Herbst des Lebens“. „Er sah sie lange an, ich stand erwartungsvoll dahinter — wie wichtig war mir die zu erwartende Kritik — endlich sagte er: „Ich kann Ihre Bilder nicht brauchen für das Publikum, mit dem ich meine Geschäfte mache — das sind gute Bilder, aber nicht verkäuflich, ich kann sie nicht brauchen.“ Ich wollte auf jeden Preis eingehen, den er mir bieten wollte; er zog sich zurück, indem er sagte: „Ihre Bilder sind zu gut für mich und mein Publikum.“ Ich rief ihm unter der Tür nach nach, daß meine Bilder so schlecht seien, wie irgendwelche — aber es half nichts.“

Als er dann im Jahre 1868 aus Paris kam, wo er in Courbets Malerei die Bestätigung und Befräftigung seines eigenen Sehens und Wesens gefunden, da wollte er auch sein neues Können zeigen und stellte die etwa zehn großen Bilder von etwa zwei Meter Breite im Karlsruher Kunstverein aus. Doch da erhob sich eine wilde Entrüstung und Empörung über den jungen Menschen, der so ganz anders malte als alle anderen. Die Kunstvereinsmitglieder waren so erbost, daß sie eine Eingabe an den Vorstand machten, man solle Thoma das Ausstellen durch einen Beschluß ein für allemal verbieten. „Der Kunstschulprofessor, der mir dies mitteilte, war sehr erregt, sagte auch, daß dies beim Vorstand natürlich nicht durchgegangen wäre, ermahnte mich aber, daß ich doch auf die Stimme des Publikums zu achten hätte, und daß ich doch so malen sollte, wie gebildete Menschen es verlangten; bei meinem großen Talent müßte mir dies auch nicht schwer fallen.“

Es war ein Jahr der Verzweiflung, das diesem völligen Fiasko folgte; diese Niederlage empfand er als eine persönliche Schmach, ihm schienen die Schwingen seiner Kraft gebrochen und der alte Frohsinn für immer dahin. Aber in München unter gleichgesinnten guten Freunden, deren einziges Programm so ungefähr „unverkäufliche Bilder“ war, fand er Lebensmut und Schaffensfreude wieder. Seine Kunst freilich fand weiter nur Tadel und Spott. Man nannte ihn „den Begründer der sozialdemokratischen Malerei“, weil er seine Menschengestalten groß und einfach in die Landschaft setzte. Das Verkaufen seiner Werke war unmöglich.

Eines Tages hatte er das Glück, im Kunstverein ein kleines Genrebildchen zu gewinnen, das 300 Gulden wert war. Da erschien ein Kunsthändler bei ihm und kaufte ihm das Kunstvereinsbild und dazu ein eigenes für 400 Gulden ab. Thoma bildete nun in schönem Selbstbetrug sich ein, er hätte 400 Gulden für sein Werk bekommen; aber der Kunsthändler brachte ihm sein Bild zurück und sagte, er müsse es wieder nehmen, denn jeder, der zu ihm komme, lache über das Bild. Da mußte Thoma die hundert Gulden zurückzahlen, bis das Werk dann nach einem Vierteljahrhundert für die Dresdener Gallerie angekauft wurde. Es ist die schöne Landschaft „Zwei Mädchen mit Ziegen“. Wagte er sich in den Kunstverein, wenn Bilder von ihm ausgestellt waren, dann hörte er „fast immer von Damen und Herren schallendes Gelächter — selten etwas Gutes —, nur einmal stand vor einer großen Landschaft breit ein echter Münchener, ging zurück und vor, schüttelte den Kopf und tat die Aeußerung: Jetzt weiß ich net — das Bild ist entweder ausgezeichnet gut oder miserabel schlecht.“

Um nur einmal seinen Wunsch nach dekorativen Entwürfen befriedigen zu können und auf großen Flächen zu malen, ging er mit Freunden darauf ein, als ihm ein befreundeter Maler, F. Sattler, vorschlug, einen ihm gehörigen Weinbergturm bei Schweinfurt mit Bildern aus-